№ 5. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Die Prinzessin. [5

Eine Erzählung von Agathe Meisels.

(Fortsetzung).

Bald sollte es sich herausstellen, daß, trotz langjähriger Entfernung, gar keine Veränderung in ihrem gegenseitigen Verhältnisse eingetreten war. Der Vater, weit entfernt der Reife und geistigen Selbstständigkeit des Sohnes Rechnung zu tragen, suchte ihn, nach wie vor, am Gängelbande alter Gewohnheit zu führen, hänselte ihn ob seiner neumodischen Studien, zog heftig gegen jede, trotz des Zwanges gelegentlich sich äußernde, freiheitliche Regung zu Felde, deren Bethätigung er auf's schärfste verbot; und der Sohn, der grämlichen Bevormundung seit langen Jahren entwöhnt, konnte und mochte das stolze Haupt unter das alte Joch nicht beugen. Anfangs hielt ihn die durch Routine erlangte Feinheit der Umgangsformen in Schranken; bald aber durchbrach seine heftige Natur jenen künstlichen Damm. Es kam zu wiederholten Disputen, die im Wortwechsel ausartend, zu so unliebsamen Scenen sich steigerten, daß der in Stefan aufkeimende Wunsch binnen kurzem zum unabweisbaren Verlangen wurde, der kaum betretenen Heimstätte wieder den Rücken zu kehren.

Nach einer dieser Scenen eilte er einst in's Freie, um zwischen wogenden Kornfeldern das erregte Blut zur Ruhe zu zwingen. Auf einsamen Wegen stürmte er dahin, es grollte und tobte in seinem Innern, der schäumende Zorn ließ ihn die Fäuste ballen. Er kämpfte mit einem verzweiflungsvollen Entschluß, dieser Zustand mußte ein Ende nehmen, mußte abgeschüttelt werden, so oder so. — Bald indeß erstarb die wilde Wuth an ihrem eigenen Uebermaß, die Stille der friedlichen, sonnigen Umgebung machte ihren Einfluß geltend, hemmte den Lauf der Füße und die Raserei des Gedankens. Im langsamen Dahinwandeln konnte er jetzt mit tiefer Trauer, aber ohne Bitterkeit, des trübseligen Verhältnisses zu seinem Vater, der Oede seines Herzens gedenken. Ein inniges Mitleid überkam ihn mit sich selbst, ob seiner freudlosen Jugend, seines eingedämmten Thätigkeitsdranges, der inneren Leere der kein Inhalt, dem wühlenden Liebesbedürfniß, dem kein würdiges Objekt vergönnt war.

In tiefes Sinnen verloren, merkte er nicht, daß er am Rande des Waldes gelangt war, der an der äußersten Grenze der väterlichen Erbgüter gelegen, diese von Städtchen Z. trennte. Die lauschige Stille, das Waldesdunkel zogen ihn wie mit weichen Armen hinein, immer tiefer gerieth er in den grünen, von den hohen Baumkronen gebildeten Dom, immer feierlicher umfing ihn die heilige Ruhe desselben, bis er plötzlich von einem seltsamen Anblick gefesselt, wie festgewurzelt stehen blieb.

Am Fuße einer hohen Buche, lehnte im weichen Moose, ein junges Mädchen, das, den Kopf in die Hand gestützt, still vor sich hinträumte. In seinem Schooße lag ein aufgeschlagenes Buch und einige Waldblumen, die es spielend durch die weißen Finger gleiten ließ. So weltfremd und selbstvergessen blickte das Mädchen vor sich hin, so malerisch war, in seiner vollkommenen Absichtslosigkeit, die Lage des Körpers und so umwehet von einem Dufte unbewußter Poesie, daß die Phantasie des jungen Mannes, durch die vorhergehende Erregung gleichsam vorbereitet, in der Erscheinung nichts anderes, denn eine Sylphide, eine von den Genossinnen sich absondernde Waldnymphe zu schauen wähnte. Und als er näher tretend in der ruhenden Gestalt, aus gewissen Eigenthümlichkeiten der Tracht, ein simples Judenmädchen erkannte, ward sein wortloses Erstaunen, wo möglich, noch gesteigert. Natürlicher hätte seiner abenteuernden Einbildungskraft an dieser Stelle die Anwesenheit eines fabelhaften Luftgebildes gedünkt, das vor seinen Augen in eitel Aether zerfließen würde, als das der realsten Wirklichkeit entstammende Judenkind, das träumend, lesend, mit Blumen spielend im Walde lag. Stefan kannte von den Juden seiner Nachbarschaft nur diejenigen, die in Geschäftssachen zum Grafen kamen und vor dessen vernichtendem Blicke sich krümmten, und wenn er auch die hocharistokratische Verachtung seines Vaters nicht theilte, so konnte er doch nur den Begriff schmutzigen Gelderwerbes und kriechender Schlauheit mit jener Menschenklasse indentificiren.

Das Mädchen erwachte jetzt aus seinem Halbschlummer und wie es von ohngefähr den Kopf erhob, ward es des aufmerksamen Beobachters plötzlich ansichtig. Aufspringen und von dannen rennen, war Lea's — denn sie war es — erste Regung. Bald aber schämte sie sich ihrer kindischen Furcht und kehrte langsam zurück, um ihr durch die schnelle Bewegung entglittenes Buch, mitzunehmen. Stefan hatte es bereits vom Boden aufgehoben und nicht gering war seine Ueberraschung in demselben ein Originalwerk von Michelet, „le peuple", zu erblicken. Mit verdoppelter Neugierde schaute er jetzt in das schmächtige, von einer hellen Gluth übergossene Antlitz des Mädchens, das mit ausgestreckter Hand schweigend ihr Buch zurückforderte. Wir wissen es, dies Antlitz war nicht schön, selbst das durch die Bewegung erhöhete Colorit konnte die kindliche Unfertigkeit der Bildung, die Ecken und Kanten nicht ganz verhüllen, doch aber fühlte sich Stefan mächtig angezogen durch den Zauber holder Naivetät und unschuldsvoller Jungfräulichkeit, den die ganze Gestalt athmete.

„Erlauben Sie, mein Fräulein, liebes Kind", sagte er etwas verlegen, „daß ich Sie frage, wie Sie hierher gerathen, vielleicht verirrt?"

Er der gewandte Salonmann konnte anfangs den richtigen Ton nicht finden, bald aber gewann er seine Sicherheit wieder und fuhr scherzend fort:

„Wenn Sie wirklich nicht etwa eine Waldnymphe sind, wie ich vorhin wähnte, und dieser Wald nicht ihre heimische Domäne, so werden Sie mir vielleicht gestatten, Ihnen meine Ritterdienste anzubieten und sie heimzugeleiten; denn ein Geschöpf von Fleisch und Blut kann sich nicht leicht in dieser grünen Wildniß zurechtfinden".

Lea, unbekannt mit den Anstandsforderungen der Welt, hatte nicht im entferntesten eine Ahnung, daß sie etwas Un-

schickliches beging, wenn sie das Anerbieten des Fremden ohne weiteres annahm. Ueberdies war ihr der Reiz, zum erstenmal mit einem Menschen außerhalb ihrer Sphäre und, wie sie gleich merkte, in der Sprache der Gebildeten, zu reden, so unwiderstehlich, daß sie sofort einwilligte, an seiner Seite nach Hause zu gehen. Stefan warf, etwas betreten, einen Seitenblick, auf das unbefangen neben ihm gehende Mädchen, aber das klare, kindliche Profil, die ernste, schöne Stirn und grade die Sicherheit, mit der sich ihm anvertraute, ließen keinen unreinen Gedanken in ihm aufsteigen.

„Gestatten Sie mir eine Frage, mein Fräulein:" wandte er sich höflich an Lea, indem ein ihm selbst unerklärliches Gefühl ihn zwang, von dem Tone der Herablassung abzuweichen, der auch bei den besseren polnischen Edelleuten, den Juden gegenüber gebräuchlich war, „wie kommen Sie zu dieser Lectüre und wie überhaupt zur Aneignung einer in Ihren Kreisen nicht geläufigen Sprache?"

„Ich weiß es nicht recht", entgegnete sie sinnend, „sie sagten zu Hause, ich wäre zu nichts anderem tauglich, ich könnte nichts rechtes leisten, und so sei es kein großer Verlust, wenn ich mich mit den Büchern beschäftige. — Aber das ist es nicht allein", fuhr sie leise, wie zu sich selbst redend fort. „Es ist schön in den Büchern zu suchen und manchmal zu finden, was man im Leben niemals begegnet: Menschen mit großen Gedanken und großen Gefühlen, die in ihrem erhabenen Flug nach aufwärts uns mit sich ziehen und besser machen. Die Natur selbst, die so unendlich reich und verschwenderisch gut ist, die Natur mit ihrem duftigen Blüthen, ihrem Vogelgezwitscher und den frisch sprudelnden Quellen, auch sie tritt uns im Buche oft schöner entgegen wie in der Wirklichkeit. Der Dichter schaut das mit ganz anderen Augen an wie unser Einer und faßt es im Bilde zusammen, an dem als Ganzes unser trunkener Blick sich weidet, während wir von den unschönen Einzelnheiten, die uns begegnen, nicht selten abgestoßen werden. Doch was rede ich da", brach sie erröthend ab, „ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, oder ob das auch nur werth ist, verstanden zu werden".

Stefan hatte ihren Worten mit steigendem Interesse gelauscht; ihre weiche, vibrirende Stimme berührte alle Fibern seines Herzens wie mit electrischem Schlage. — —

(Fortsetzung folgt.)

Versöhnt!

37

Original-Roman von Ida Barber.

(Fortsetzung.)

„Ich bin nicht als Ihr Gast zu Ihnen gekommen," sagte abwehrend Leo Braun zum Bankier Feini.

„Um so lieber ist es mir, Sie als Gast aufnehmen zu können!" Und er schenkte ihm vom ältesten Weine, den er sonst nur bei festlichen Gelegenheiten spendirte, Glas auf Glas ein, auf sein Wohl und auf das seiner Gattin trinkend.

Als er selbst des Guten ein wenig zu viel schon gethan hatte und Braun sich empfehlen wollte, rief er, ihn umarmend:

„Jud, bleib bei mir! Du weißt nicht, wie gern ich Dich habe! Dir zu Liebe will ich alle antisemitischen Schriften in's Feuer werfen, Du bist ein ganzer Kerl."

Und Leo Braun mußte es sich gefallen lassen, von dem als Judenfeind bekannten Mann wieder und wieder geküßt zu werden; seine Worte klangen ihm wie Musik; „im Wein ist Wahrheit", sagte er sich; „vielleicht habe ich ihn wirklich von einem Vorurtheil geheilt!"

So oft Braun Miene machte, aufzustehen, drückte ihn Feini jedesmal wieder in seinen Sessel nieder. „Mußt bei mir bleiben, Jud! rief er wiederholt. „Gefällst mir! Sollst mein Freund sein!"

Endlich kam Dr. Sanders, um zu hören, ob die Abmachung von statten gegangen.

„Sein alter Fehler! Kann kein Glas Wein vertragen. Am besten, wir lassen ihn allein; er kommt bald zu sich!"

„Das Papier ist vernichtet," entgegnete, seiner Worte nicht achtend, Leo Braun. „Ich muß noch einmal in's Comptoir, möglich, daß doch Nachrichten von ihm eingetroffen sind."

„Mein Wagen wartet unten," sagte Sanders; „ich geleite Sie hin!"

„Kommt bald wieder, Kinder," sagte Feini, den beiden Männern herzlich die Hände drückend; „Ihr könnt stets zu mir kommen und — Braun, wenn Du Geld brauchst, denk' daran, der Feini ist nicht der Mann, einen ehrlichen Kerl im Stiche zu lassen!"

„Ein unangenehmer Patron," sagte Braun, als er auf der Straße war.

„Aber doch eine gute Haut," entgegnete Dr. Sanders. „Sie haben ihm imponirt! Ich bin fest überzeugt, Sie können jetzt Alles von ihm verlangen!"

„Mag ihn nicht mehr sehen!" sagte Braun, „er wird mich immer an die schrecklichste Stunde meines Lebens erinnern."

„Vielleicht werden wir ihn noch brauchen," sagte Dr. Sanders nach einigem Nachdenken. „Man sagte mir Mittags an der Börse, daß Ihr Bruder ultimo circa 60 000 fl. Differenzen zu zahlen hat; — wo diese hernehmen? Ein Concurs ist unvermeidlich. Wenn Sie ordnen wollen, scheint es mir sehr wichtig, den Credit eines Mannes, wie Feini, in Anspruch nehmen zu können!"

Braun antwortete nichts.

Er wollte sich weiter gar nicht in seines Bruders Angelegenheiten mischen; ihm lag nur daran, seine gefälschte Unterschrift aus der Welt zu schaffen.

Im Bureau des Bruders fand er mehrere Briefe, die dringende Erledigung verlangten.

Ein Börsianer mahnte um eine Differenz von 10 000 Gld. und drohte, da er nicht erfahren könne, wo Braun sei, ihn steckbrieflich verfolgen zu lassen."

„Lassen Sie Dr. Sanders rufen!" sagte Leo Braun dem Procuristen; „er muß Rath schaffen, auf solche Geschäfts-Manipulationen verstehe ich mich nicht."

Sanders kam bald.

Da saß er heut an eben dem Tische, von wo aus ihm Alois Braun damals die Beleidigung: „da es Ihnen doch wohl nur um Geld zu thun ist, biete ich Ihnen als Abschlagssumme 30 000 Gld.," in's Gesicht geschleudert.

Ein wilder Kampf durchzuckte sein Herz.

„Diesem Manne, der mich so schwer gekränkt," sagte er sich, „soll ich meinen Beistand leisten? Wahrlich, es kostet mich Ueberwindung und nur die Freundschaft für seinen Bruder kann mich bestimmen, hier das Rechte zu thun."

Und nun debattirte man mit Hinzuziehung des Procuristen, ob denn in Abwesenheit des Chefs Klarheit in das Labyrinth dieser Schuldforderungen, die in den letzten Tagen von allen Seiten eingelaufen waren, zu bringen sei.

Leo Braun dachte nicht daran, wie er beabsichtigt, am Abend abzureisen.

Bis nach 8 Uhr saßen sie in die großen Geschäftsbücher vertieft, Ziffercolonnen ausziehend, Bilanz machend, Soll und Haben gegen einander abwägend.

Mit der Rubrik „Haben" war es aber schlecht bestellt. — Zwei Häuser, die Braun hatte, waren hoch belastet, die ersten Hypotheken der Frau und der Tochter zugeschrieben. — Ein sträflicher Leichtsinn leuchtete aus der ganzen Geschäftsgebahrung hervor.

An zweifelhafte Unternehmungen hatte Braun sein Geld gewendet, wiederholt Fiasco gemacht, als er Hunderttausende bei der Gasgesellschaft in Bombay, eine halbe Million beim Bau der Smyrna-Bahn verloren.

Strousberg's Freundschaft hatte ihn gleichfalls Unsummen gekostet, sein Haus war mit fürstlichem Aufwand geführt worden, — bekäme das Gericht Einsicht in die ganze Ge-

schäftsgebahrung, es war zweifellos, daß der betrügerische Bankerott angezeigt werden würde.

Wieder sagte sich Leo Braun: „Das muß verhütet werden und wieder war er es, der die Initiative ergriff, um das Verderben abzuwenden.

Noch am selben Abend depeschirte er seiner Gattin: „Werde noch 3—4 Tage hierbleiben müssen; Sanders ist mir der beste Berather! Fürchte Nichts! Einstweilen Alles geordnet."

Telegramme nach allen Weltgegenden wurden an Alois Braun abgesendet, um ihn zur Rückkehr zu bewegen.

Da man ihn in Venedig bei der Tochter vermuthete, ging auch eine Depesche nach dort hin ab.

IV. Am Krankenbette.

Gräfin Ilka saß am Krankenbette ihres Gatten, dessen Wunde von Tag zu Tag mehr schmerzte, als der Telegraphenbote ihr nachstehendes Teldgramm brachte: „Für Alois. Leo hat mit Feini geordnet, das fragliche Papier vernichtet, Deine Anwesenheit hier unumgänglich nöthig; schleunigst zurückkommen!"

Die junge, ohnehin auf's Höchste erregte Frau wußte gar nicht, wie sie den Sinn der Depesche deuten sollte.

Wähnte man den Vater bei ihr? Sollte er vielleicht noch kommen? Was war es mit dem vernichteten Papier? Wieso mischte sich Leo — das konnte ja nur der Onkel sein — in ihres Vaters Angelegenheiten?

All diese Fragen, die sie sich wiederholt vorlegte, regten sie ungemein auf.

Neben ihr lag bald fiebernd, bald fröstelnd der Gatte! gerad' heut' hatte man die Kugel aus der Wunde entfernt.

Der Graf war während dessen narkotisirt worden; als er erwachte, schrie er wild vor Schmerz auf, es schien doch, daß edlere Theile verletzt worden waren.

„Dieser Jud', dieser Lump, dieser elende Kerl!" rief er einmal über das andere; „hätte ich ihm nur gleich beim ersten Gang seinen nichtsnutzigen Schädel zerschmettert! Jetzt werde ich zeitlebens ein Krüppel sein! und das habe ich meiner werthen Frau Gemahlin zu danken!

„Der Teufel hol' die ganze Juden-Bagage!" fuhr er in wildem Zornesausbruche fort.

„Wer hieß mich auch mit ihnen anbinden! Fluch klebt an dem Gelde, das —"

„Aber Dagmar", unterbrach ihn unwillig die Gräfin, „Du vergissest, daß Deine Worte mich tief schmerzen! Habe Geduld! Auch diese Prüfung wird vorübergehen!"

„Du hast gut reden, erwiderte heftig der Graf; ihn weißt Du gerettet, Dein Ziel hast Du erreicht! „O, wenn ich geahnt hätte", fuhr er die Hände ballend fort, „welch scheußliche Comödie man mit mir spielt, ich würde" —

„Ruhe ist Dir so dringend empfohlen" unterbrach die Gräfin, „Du weißt, daß der Arzt —

„Was scheert mich der Arzt" rief der Graf.

„Ein Esel ist er, wenn er mir Nichts zur Linderung meiner Schmerzen geben kann! Laß ihn nicht ein, wenn er kommt! Am besten, ich reiße den ganzen Verband ab und —

Erschöpft war der Kranke gerad in die Kissen zurückgesunken, als Ilka jene Depesche erhielt. —

„Ach wenn der Vater jetzt käme!" sagte sie sich, am leisesten Hoffnungsschimmer haltend.

„Er hat mir seit mehr als 8 Tagen nicht geschrieben! Gewiß er kommt, hat vielleicht gar, obschon ich es verheimlicht, Kunde von dem Duell erhalten!"

Vor den Spiegel tretend, erschrak sie ob der Veränderung, die seit wenigen Tagen mit ihr vorgegangen.

„Was wird er sagen, wenn er mich so sieht?" Um ihn nicht durch ihr verändertes Aussehen zu erschrecken — sie glaubte ja er müsse jeden Augenblick eintreten — begann sie ihr Haar zu ordnen, die Stirnlöckchen zu richten; der Graf, der inzwischen wieder zu sich gekommen, schaute ihrem Thun verwundert zu. —

„Eitles, oberflächliches Geschöpf", rief er von Neuem in Wuth ausbrechend, für wen putzt sie sich? Während ich hier meinen Schmerzen, die nur sie verschuldet, fast erliege, glättet sie die Simpelfransen und —

„Dagmar, sei nicht ungerecht", unterbrach unwillig die Gräfin; — Du weißt, daß es mir fern liegt, Jemandem gefallen zu wollen; ich trage Deiner Aufregung Rechnung, sonst, bei Gott, würde ich nie solche Beleidigungen, wie Du sie heut wiederholt gegen mich ausgesprochen, ruhig mit anhören!

„Du spielst Deine Rolle vortrefflich, holde Spröde", sagte ironisch der Graf.

Ilka schwieg, um ihm keine Gelegenheit zu geben, sich aufzuregen; sie trat an's Fenster und weinte. —

(Fortsetzung folgt.)

Vorträge über Moses Mendelssohn.

Leipzig, 24. Januar. Anläßlich des hundertjährigen Todestages Moses Mendelssohn's und zugleich anläßlich des Umstandes, daß es am 1. Januar gerade 25 Jahre sind, daß die hiesige „Mendelssohn-Stiftung" in's Leben gerufen wurde, hatte die letztere die Idee gefaßt, dem hiesigen Publikum in einer Reihe von Vorträgen das Lebensbild des berühmten Zeitgenossen Lessing's vor Augen zu führen. Sie konnte mit Uebernahme dieser Vorträge niemand Besseren beauftragen, als Herrn Dr. Moritz Brasch, den Herausgeber Mendelssohn'scher Schriften, der sich denn auch bereitwillig seiner hohen Aufgabe unterzog. Der Cyklus seiner 6 Vorträge über „Moses Mendelssohn und seine Stellung zur deutschen Cultur und Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts" nahm gestern Abend vor einem gewählten Auditorium seinen Anfang, und zwar gab Herr Dr. Brasch in fesselnder Rede zunächst eine einleitende Uebersicht über die Zeitverhältnisse des 18. Jahrhunderts, um seine Zuhörer zunächst in das Leben einzuführen, aus dem heraus sich Moses Mendelssohn entwickelt, dem er aber auch, wie Redner bemerkte, das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hat. Redner führt im Weitern aus, daß in der ganzen Culturentwickelung des 18. Jahrhunderts drei Knotenpunkte vorhanden seien: die Aufklärung, die Popularphilosophie und der Humanismus, deren Betrachtung sein erster Vortrag gelte. Die Aufklärung habe sich auf drei Gebieten, dem politischen, religiösen und wissenschaftlichen, geltend gemacht. Habe auf politischem Gebiete vordem der absolute Despotismus geherrscht, so sei unter Friedrich dem Großen, der sich selbst nur als den ersten Diener seines Staats bezeichnet habe, der sogenannte aufgeklärte Despotismus an's Ruder gelangt, der aber doch immerhin ein Despotismus gewesen sei. Wenn daher auch in dieser Zeit die Fürsten mehr die Forderungen der Vernunft zum Maßstabe ihrer Regierung genommen hätten, wenn in Folge dessen viele große Ereignisse, z. B. die Befreiung der Schule von den Einflüssen der Kirche, die erste Grundlage des preußischen Landrechtes, die Abschaffung der Hexen-Verbrennungen, deren letzte 1729, dem Geburtsjahre Mendelssohn's, den Scheiterhaufen besteigen mußte, rc. hervorgetreten seien, so habe doch immer nur das Wort gegolten: „Alles durch uns und für das Volk, aber nichts durch das Volk!" Auf religiösem Felde habe sich der englische Deismus, angeregt durch Herbert Cherbury, John Locke, Shaftesbury dem Theismus entgegengesetzt, indem er wohl auch an einen persönlichen Gott geglaubt, aber dessen enge Beziehungen zur Welt in Abrede gestellt habe. Man sei an eine Kritik des Offenbarungsbegriffes gegangen und habe an Stelle der Offenbarung die Gründe der Vernunft gesetzt. Auf kirchlichem wie wissenschaftlichem Gebiete habe man darnach getrachtet, in erster Linie die Sittlichkeit als den Maßstab der Religion hinzustellen.

Auch die „Popularphilosophie" müsse nach 3 Richtungen hin betrachtet werden, nach Form, Inhalt und Umfang und Tendenz. Der Form nach sei sie als Roman, Dialog, Selbstbekenntniß u. s. w. aufgetreten, und zwar habe sie sich von

den Systematikern der Leibniz-Wolf'schen Schule, die lateinisch schrieb, schon dadurch unterschieden, daß sie die deutsche Sprache zur Anwendung brachte und deshalb auch mehr gelesen wurde. Ihr Inhalt habe hauptsächlich Psychologie, Ethik, Religionsphilosophie und Aesthetik umfaßt. Die Aesthetik sei vor Allem eine Errungenschaft dieses Zeitalters und sei durch Alexander Baumgarten als Wissenschaft begründet, von Mendelssohn aber weiter ausgebaut worden, so daß auf ihn auch die späteren Aesthetiker, darunter in erster Linie Schiller, wiederholt zurückgriffen. Auf dem Gebiete der Litteratur hätten sich die Gegensätze des Formal- und Realprincips in Gottsched einerseits und den Schweizern Bodmer und Breitinger andererseits hervorgekehrt. Die Moralphilosophie habe überall das Bestreben gezeigt, sich von der Theologie loszureißen und die Gesetze der Moral auf menschlicher Basis, auf der sittlichen Natur des Menschen aufzubauen. Das gesammte Streben der Popularphilosophie sei darauf gerichtet gewesen, eine Anwendung der Moralprincipien auf das Leben des Einzelnen, der Gesellschaft und schließlich der Menschheit zu erzielen.

Der „Humanismus“ sei die höchste Idee, welche das 18. Jahrhundert gezeitigt. Es sei ein anderer Humanismus, als derjenige des Mittelalters, denn er wolle zum ersten Male, losgelöst von kirchlichen Elementen, einen universellen Menschlichkeitsgedanken verwirklichen. Er sei hervorgegangen aus den wissenschaftlichen Schriften der italienischen Renaissance, aus den Ideen eines Galilei, Giordano Bruno und Anderer mehr, sowie aus dem Wirken Bacon's, Rousseau's und Montesquieu's. In Deutschland seien es dann Lessing, Mendelssohn und Herder mit seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ gewesen, welche den Humanismus als das höchste Ziel verfolgt hätten.

Durch zwei Ereignisse, so schloß Redner seinen geistvollen Vortrag, wurde die geschilderte Zeitepoche abgeschlossen und eine neue Zeit hervorgerufen, durch die große französische Revolution von 1789 und durch das Erscheinen von Kant's Werk über die „Kritik der reinen Vernunft“ im Jahre 1781.

Allerlei für den Familientisch.

Ueber Johann Jacoby

erzählt Ferdinand Falkson im „Deutschen Montagsblatt“ u. A.: „In religiöser Beziehung war er Freidenker bis zu den äußersten Consequenzen. Spinoza war seine hochverehrte Autorität; ihn hielt er für den größten Denker aller Zeiten; nächst ihm fesselte ihn sein großer Landsmann Emanuel Kant, von dessen kategorischem Imperativ er selbst die Verkörperung war. Jude von Geburt, obwohl von gottesdienstlichen Akten sich grundsätzlich fernhaltend, hielt er es für seine höchste Pflicht, wie für die jedes gebildeten Juden, bei den unterdrückten Genossen auszuharren, ihre Menschenrechte zu vertreten, wie er es wiederholt gethan. Er erlebte kaum noch die Anfänge des modernen Antisemitismus. Er hätte ihn nach seiner ganzen Sinnesart mit schmerzlichem Staunen als einen fast unglaublichen Rückfall in die finstersten Zeiten des Mittelalters verabscheut. Keineswegs blind gegenüber den sozialen Fehlern und Schwächen eines Theils der Juden, erklärte er sie in seinem hohen Rechtsgefühl für die natürlichen Folgen Jahrhunderte langer Unterdrückung, die den Unterdrückern, nicht den Unterdrückten zur Last fielen. In seinen philosophischen Studien stellte er sich besonders die Aufgabe, die Ergebnisse der neueren Naturforschung für den Nachweis der materiellen Grundlage der Seelenerscheinungen zu verwerthen. Er las mir wiederholt längere Artikel einer sehr ausführlichen Arbeit über diesen Gegenstand vor. Ich weiß nicht, ob sich davon etwas in seinem litterarischen Nachlaß vorgefunden. Er drang in mich, das Leben und die Lehre des Giordano Bruno, des Vorgängers Spinoza's, in populärer Form zu bearbeiten. Mein Buch, ihm gewidmet, erschien 1846 im Verlage von Hoffmann u. Campe in Hamburg.

Er hatte sehr weise, praktische Lebensregeln. Ich erinnere mich an eine, die er mir öfter citirte und für probat erklärte. Ich habe sie oft mit Nutzen angewendet. Sie lautete: „Wenn Du in Zweifel bist, ob Du etwas Bestimmtes thun sollst oder nicht, so thue es nicht!“

Polnische Logik.

Ein talmudkundiger Pole, der alle reichen Juden Deutschlands zu seinen Bekannten zählte und von einem andern, der erst eine ähnliche Kunstreise antreten wollte, um Auskunft über den Wohlthätigkeitssinn einer reichen Glaubensgenossin in B., welche als das „reiche Gütche“ (Gütchen, die Gute, gebräuchlicher weiblicher Vorname) bekannt war, ersucht wurde, erhielt von ihm folgende Auskunft, die er ihm in der bekannten Gemara-Melodie vortrug: „Alle Scheincher (Schönchen-Bella) sind mieß (häßlich) und alle „Gütcher“ sind beiß (bös). — Ist sie doch so mieß, sie könnte Scheinche heißen, wie beis muß sie sein, nun sie Gütche heißt“. M. W.

Aus der Schule.

Die kleine Anna ist in der Schule unachtsam gewesen. Als nun der Lehrer, der die Geschichte von David und Goliath erzählt hatte, sie fragte, was Goliath zu David gesagt habe, konnte sie nicht antworten. Für ihre Unachtsamkeit soll sie nun bestraft werden, zu welchem Zweck der Lehrer das wohlbekannte Instrument „0,5“ in die Hand nimmt. Inzwischen hat aber eine Mitschülerin der Anna den betreffenden Satz eingeblasen, und wie eben der Lehrer zu einer „Tatze“ ausholt, platzt sie mit weinerlicher Stimme heraus: „Bin ich denn ein Hund, daß du mit einem Stecken zu mir kommst?“ Die Strafe ward ihr für diesmal erlassen.





I. Deutsches Logogryph.

Von Sali Cohen in Rees o./Sch.

Schon steh' ich vor der Thür,
Ein schönes Fest stell ich in Sicht;
Ein Zeichen vor und hinter mir —
Wer kennt als Stadt mich nicht,
Die als Kurort war bekannt
Einst in uns'rer Väter Land?

II. Hebräisches Logogryph.

Von C. in R.

Wer nicht hebräisch schreiben kann,
Versuch's mit deutschen Zeichen;
Er wird des Räthsels Lösung dann
Viel leichter noch erreichen.
Mit 3 hat's nimmer viel zu sagen;
Mit 4 hört man's auf manche Fragen;
Mit 5 steht's allen Damen gut;
Mit 6 es manchmal wehe thut.

Auflösung der Räthsel in vor. Nr.

I. **Ur, Uri, Uria, Urian.**
II. דְבוֹרָה **(Debora, Biene).**
III. רִצְפָּה **Steinpflaster** (Estrich), **glühende Kohle.**
הַפְצַר **Zudringlichkeit.**
צִפֹּרָה, **Zippora,** Mose's Frau.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.